

Harald Parigger

DER DIEB VON ROM

Arena
LIFE

Harald Parigger

Der Dieb von Rom



Weitere Bücher in dieser Ausstattung im Arena-
Taschenbuch:
Christa-Maria Zimmermann: *Gefangen im Packeis* (Band
50662)
Rainer M. Schröder: *Das Geheimnis des Kartenmachers*
(Band 50664)

Weitere Titel von Harald Parigger:
Der Safranmord (Band 2970)

Harald Parigger,
geboren 1953, arbeitete als Gymnasiallehrer und
Seminarleiter
und leitet heute ein Gymnasium bei München. Seit 1994 ist
er

freier Autor. Neben Theaterstücken, Lyrik und Geschichten für Kinder schreibt er für jugendliche und erwachsene Leser vor allem historische Romane und Krimis, von denen mehrere ausgezeichnet wurden.



1. Auflage als Sonderausgabe im Arena-Taschenbuch 2014

© 2004 Arena Verlag GmbH, Würzburg

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Frauke Schneider

Umschlagtypografie: knaus. büro für konzeptionelle und
visuelle identitäten, Würzburg

ISBN 978-3-401-80415-6

www.arena-verlag.de

Mitreden unter forum.arena-verlag.de

Inhalt

1. Die Vertreibung
2. Ankunft in Rom
3. Saure Wochen
4. Die Geschichte des alten Sklaven
5. Harte Schule
6. Die Probe
7. Marius, der Dieb
8. Nioba
9. Ein kühner Plan
10. Den Hals in der Schlinge
11. Im Eiskeller des Maecenas
12. Verrat!
13. Livia
14. Die Befreiung
15. Aufbruch nach Süden

Wörterklärungen

Historische Personen

1.

Die Vertreibung

Am Nachmittag des zweiten Tages war das Maultier so müde, dass es den Karren kaum mehr ziehen konnte. Mitleidig tätschelte ihm Marius die Flanke.

War es ein Wunder, dass die alte Mähre schlappmachte? Zwei Maultiere oder besser noch ein Ochsengespann gehörten vor einen Karren, selbst wenn er nichts enthielt als einige alte Möbel, Hausrat, Matratzen, ein paar Vorräte und einen großen Sack voller Erinnerungen.

Erinnerungen an ein kleines, fest gemauertes Haus, an Rebstöcke und Olivenbäume, an dunkle Zypressen, in deren schmalem Schatten man zur Mittagszeit ruhen konnte, und an Sonnenuntergänge, die das hügelige Land unendlich weit erscheinen ließen.

Aber dorthin gab es keine Wiederkehr, für lange Zeit jedenfalls nicht.

Mit einem unterdrückten Seufzer wischte sich Marius den Schweiß von der Stirn und strich die nasse Handfläche an seinem roten Schopf ab. Wenn ein Lüftchen aufkam, würde ihm das ein wenig Kühlung verschaffen. Er blinzelte in das grelle Blaugrau des Himmels, in dem reglos ein paar weiße Wolkenfetzen hingen. Im Moment sah es nicht danach aus. Die Hitze ließ die Luft flirren und biss in die Augen, dass sie brannten.

Wie schön wäre es, jetzt irgendwo zu liegen und zu dösen, nichts zu hören als das Summen der Bienen und das Schnarren der Zikaden ...

»Junge, träum nicht!«

Die wütende Stimme seines Vaters schnitt in seine Gedanken.

»Halt an! Merkst du nicht, dass das Mistvieh bockt?«

Ohne dass Marius es gesehen hatte, war das Maultier stehen geblieben. Wie angewurzelt stand es da, den Kopf gesenkt, und ließ demütig die Flut von Schimpfwörtern und Flüchen über sich ergehen, die Marius Procilius Rufus der Ältere hervorstieß.

Er war ein leicht erregbarer Mann, rothaarig und hitzköpfig wie sein Sohn.

»Du verdammter, widerspenstiger Klepper, ich mach dir den Garaus!«, tobte er und hob die Faust, um sie auf den Kopf des unglücklichen Tiers niedersausen zu lassen.

»Halt, Vater! Wer soll uns den Karren nach Rom ziehen? Ich vielleicht? Oder der da?« Marius deutete auf den hageren alten Sklaven, der sich beim Zornesausbruch seines Herrn in sichere Entfernung zurückgezogen hatte.

»Verfluch nicht das Maultier, verfluch lieber den, der uns in diese Lage gebracht hat!«

»Halt den Mund, Grünschnabel!«, grollte sein Vater. »Er hat nach dem Gesetz Roms gehandelt, ich hätte es genauso gemacht.«

Marius spürte, wie ihm die Galle hochkam. »Das Gesetz Roms«, stieß er verächtlich hervor. »Was ist das schon für ein Gesetz, das dem Reichen das Recht gibt, dem Armen das Wenige zu nehmen, was er hat? Ich pfeif auf das Gesetz!«

Als er den Gesichtsausdruck seines Vaters bemerkte, machte er schnell ein paar Schritte zurück, weg aus der Reichweite der väterlichen Faust.

Marius der Ältere wollte erneut losbrüllen, aber ein Blick in das müde Gesicht Gordianas, seiner Frau, die, ihre Tochter Procilia an sich gedrückt, wie verloren am Straßenrand stand, hielt ihn davon ab.

»Wir schieben«, befahl er mürrisch. »Du links, ich rechts. Alexios führt das Maultier.«

Gehorsam trat der alte Sklave zu dem erschöpften Tier, streichelte ihm die Nüstern und redete mit leiser Stimme auf es ein. Gleich darauf ging es weiter, holperten die eisenbeschlagenen Räder wieder über das staubige Pflaster.

Vater und Sohn liefen hinter dem Karren her, die Handflächen gegen die Rückwand gepresst. Mit gebeugtem Rücken, so dicht nebeneinander, dass sie sich fast berührten, schoben sie, um dem Zugtier seine Last zu erleichtern.

Verstohlen musterte Marius seinen Vater: die hornigen, von unzähligen kleinen Verletzungen vernarbten Hände, die Finger mit den eingerissenen, verwachsenen Nägeln, die grauen Augen, die starr und stur auf die hölzernen Planken gerichtet waren, das sonnenverbrannte Gesicht, von dem die Schweißtropfen herabperlten.

Verständnislos schüttelte er den Kopf. Mochte der Vater auch mit seinem Schicksal hadern, nie würde er dem zürnen, der es heraufbeschworen hatte.

Der reiche Römer, der sie von ihrem Pachtgut hatte vertreiben lassen, hatte das Recht auf seiner Seite, Punktum. Das Gesetz war das Gesetz, das hinterfragte man nicht. Auch dann nicht, wenn man sein Leben in Zukunft als mittelloser Plebejer* verbringen musste, als Ärmster unter den Armen, der nichts mehr besaß als sein jämmerliches Bürgerrecht, der nicht wusste, wie er für Frau und Tochter ein Dach über dem Kopf besorgen und das Brot für den nächsten Tag verdienen sollte.

Marius presste die Finger gegen die Wagenwand, bis das Blut aus ihnen wich. Es war ihr Land! Ihr Land, das sein Vater bebaut hatte, wie sein Großvater und dessen Vater vor ihm, und das er eines Tages hätte übernehmen sollen.

Ihr Land, nicht das eines römischen Geldsacks, der nie eine Furche in den harten Ackerboden gezogen, nie einen Weingarten gehackt und nie einen Ölbaum beschnitten hatte.

Er, Marius, würde sich das Land wiederholen. Nicht morgen, nicht in einem Jahr, vielleicht nicht in zehn Jahren. Aber irgendwann.

Verbissen schob er weiter, hörte nicht auf das Rumpeln und Knirschen der Räder, achtete nicht auf seinen schmerzenden Rücken. Er dachte zurück an den Tag, an dem der Beauftragte des reichen Römers zu ihnen gekommen war, und goss Öl in das Feuer seines Zorns, bis es heißer brannte als die Sonne.

»Du siehst, es hat alles seine Richtigkeit.« Der Freigelassene* deutete mit einem dicken Zeigefinger auf die Buchrolle, die er auf seinem Schoß ausgebreitet hatte. »Das heißt«, fügte er grinsend hinzu, »du siehst es und siehst es doch nicht. Denn du wirst kaum lesen können.«

»Ich nicht«, entgegnete Marius Procilius Rufus mit Würde. »Aber mein Sklave kann es.«

Er winkte Alexios, der sofort an den Tisch eilte, an dem die beiden saßen. »Erlaube, dass er die Rechnung überprüft! Nicht, dass ich an deiner oder deines Herrn Redlichkeit zweifle, aber es kann sich doch ein Fehler eingeschlichen haben ... und er ist Grieche, du verstehst ... er kennt sich aus mit Zahlen ...«

»Nur zu, nur zu«, sagte der Freigelassene mit einem Anflug von Ungeduld in der Stimme und gähnte. »Lass ihn ruhig prüfen. Wenn du die Freundlichkeit hättest, mir den Becher noch einmal zu füllen ...« Wieder grinste er: »Genau genommen ist das ja ohnehin schon der Wein meines Patrons.«

Marius, der in einer Ecke des Zimmers kauerte, hätte dem aufgeblasenen Wichtigtuer die Faust in das feiste Gesicht rammen können. Dieses affektierte Gehabe! Die gespitzten Lippen, der vom Becher abgespreizte kleine Finger, der näselnde Tonfall! Er trug eine Toga*, fleckenlos und weiß, als sei sie gerade aus der Bleiche gekommen, bei der Hitze und an einem normalen Tag eine Albernheit sondergleichen.

Auf den ersten Blick sah man ihm den Emporkömmling an; noch bei seinem letzten Besuch war er ein Sklave gewesen, schon damals wohlgenährt und geleckert, aber noch hübsch bescheiden und zuvorkommend in seinem Auftreten.

Widerwillig holte Marius den Weinkrug – hineinspucken hätte er mögen! – und goss den Männern gewässerten Wein nach. Dabei warf er einen Blick auf den Papyrus*, in den Alexios vertieft war. Zwar konnte auch er, ebenso wie seine jüngere Schwester Procilia, lesen, denn sie hatten in Alexios einen tüchtigen Lehrer gehabt; aber diese endlosen Aufstellungen und Zahlenreihen waren ihm dennoch ein Buch mit sieben Siegeln.

Er zog sich in seine Ecke zurück und hoffte inständig, dass ein Wunder geschähe und Alexios einen entscheidenden, alles ändernden Fehler fände.

Die Zeit verging. Niemand sprach ein Wort, nur der alte Sklave murmelte gelegentlich etwas Unverständliches vor sich hin.

Endlich hob er den Kopf und nickte bedauernd. »Es ist alles richtig, Herr. Die ausstehende Pacht, das Darlehen, die angefallenen Zinsen und Zinseszinsen machen weit mehr als den Wert des Hauses und aller beweglichen Habe einschließlich der Sklaven aus.«

Marius krampfte sich das Herz zusammen. Es war vorbei. Die letzte, winzige Hoffnung war in nichts zerstoßen.

Zwei trockene Sommer und ein kalter Winter hatten genügt, um ihnen die Grundlage ihres Lebens zu rauben. Nach zwei Missernten hatte der Vater beim Eigentümer ihres Pachtguts ein Darlehen aufnehmen und um Stundung der Pacht bitten müssen. Zwei weitere dürftige Ernten und die Lage war aussichtslos geworden.

Aber warum bestand der Römer so plötzlich auf Rückzahlung? Was bedeuteten ihm die paar Tagwerk Land? Wahrscheinlich kosteten allein die Fliesen seines Bades das Doppelte!

Marius hielt es nicht mehr aus. Mit ein paar hastigen Schritten war er neben dem Freigelassenen und stemmte die Hände in die Seiten. »Warum?«, stieß er hervor. »Warum will dein Herr uns vertreiben? Irgendwann könnten wir schon zurückzahlen!«

Der Dicke hob die Schultern und antwortete geringschätzig: »Das glaubst du doch selbst nicht! Von nichts kommt nichts!« Er kicherte leise. »Im Übrigen kannst du dich trösten. Was euch genommen wird, kommt einem anderen Mittellosen zugute. Mein Herr und Patron* Maecenas möchte einen jungen, begabten Dichter mit einem angemessenen Besitz ausstatten, damit er sich ohne Sorgen seiner Kunst widmen kann. Da kommt ihm euer Land gerade recht. Es liegt recht schön, der Boden ist fruchtbar, man kann es mit anderen Ländereien in der Gegend zu einem ordentlichen Gut zusammenfügen. Ach ja, auch das kann euch euer Schicksal leichter tragen helfen: Es gibt etliche, die es teilen.«

»Ein schöner Trost!«, fuhr Marius auf und fügte drohend hinzu: »Wir könnten uns wehren!«

»Marius!« Scharf rief ihn sein Vater zur Ordnung.

Doch der Freigelassene lächelte nur milde. »Lass ihn nur! Es ist das Vorrecht der Jugend, erst zu reden und dann zu denken. Einem Mann allerdings müsste ich sagen, er möge kein dummes Zeug schwätzen ... Im Übrigen hat mich mein Patron ausdrücklich ermächtigt, großzügig zu sein. Ihr dürft einen Karren mit eurem Hausrat beladen, an Vorräten mitnehmen, was ihr verfügbar habt, auch ein Zugtier überlasse ich euch, ich werde es nachher auswählen. Alles Vieh und alle Werkzeuge müsst ihr dagegen hierlassen. Ebenso die Sklaven natürlich. Das heißt ...«, er zeigte auf Alexios, »den da behaltet meinetwegen. Zur Feldarbeit ist er ja ohnedies wohl nicht mehr zu gebrauchen, ausgemergelt wie er ist. Euch aber kann er vielleicht noch nützlich sein.«

»Herzlichen Dank«, murmelte Alexios. »Ich verstehe, dass du den Wert eines Sklaven nach seinem Gewicht bemisst. Ein Wunder freilich, dass dein Herr eine solche Kostbarkeit wie dich freigelassen hat.«

Der Dicke warf ihm einen giftigen Blick zu und erhob sich. »Damit wäre alles geklärt. Mein Patron Maecenas lässt euch eine Frist von zwei Wochen, um das Gut zu räumen.«

»Ja, aber wohin sollen wir denn gehen?«, fragte Marius' Mutter, die bisher schweigend und niedergeschlagen am Herd gestanden hatte, verzweifelt.

»Wohin?« Der Freigelassene hob erstaunt die Brauen. »Das ist doch keine Frage! Nach Rom natürlich! Dort ist bisher noch keiner verhungert. Maecenas zum Beispiel ist mit Getreidespenden für die Plebejer immer sehr großzügig gewesen ...«

Maecenas, Maecenas, Maecenas. Im Rhythmus der rumpelnden Räder glaubte Marius fortwährend den verhassten Namen herauszuhören, während er schwitzend neben seinem Vater den Karren schob.

Seine Wut auf den Freigelassenen war verflogen. Gewiss, der hatte seine Rolle genossen, hatte hinter seiner verlogenen, aufgesetzten Freundlichkeit zahllose kleine und große Gemeinheiten verborgen. Den schäbigsten Lastkarren hatte er ihnen herausgesucht, das älteste Maultier. Aber er war doch nur ein Werkzeug seines Herrn. Auf den konzentrierte sich Marius' Hass und die Bilder von Rache und Vergeltung, die in seinem Kopf entstanden, verschafften ihm Erleichterung.

Wir haben unsere Schulden beglichen, Maecenas. Irgendwann wirst du die deinen auch begleichen müssen, Gesetz hin, Gesetz her.

Stunde um Stunde bewegten sie sich im Schneckentempo vorwärts, bis Marius Procilius schließlich erschöpft stehen blieb. »Halt!«, befahl er, »wir machen Pause.«

Sie dirigierte das Gefährt an den Straßenrand und schirrte das Maultier ab, damit es das spärliche Grün

jenseits der Seitenbefestigung fressen konnte. Marius' Mutter rührte aus Mehl und Wasser die Puls* an; ungekocht schmeckte der dicke Brei nicht gerade besonders und es gab nichts als ein bisschen Öl und etwas bröckeligen Ziegenkäse dazu. Doch nach dem langen Marsch hatten alle Hunger.

Während sie auf den Randsteinen hockten und aßen, kam plötzlich, wie aus dem Nichts, heftiger, kühler Wind auf. Nach der Hitze des Tages empfanden ihn alle als Wohltat, dennoch blickte Marius' Vater besorgt zum Himmel.

»Seht euch das an«, knurrte er und deutete nach oben. Von Norden her zog eine schwarze Wolkenwand auf, so rasch, dass man sehen konnte, wie sie unaufhaltsam über den Himmel kroch; bald würde sie ihn ganz bedeckt haben. Am Horizont blitzte es auf, leises Donnern folgte.

»Ein schweres Gewitter.« Marius' Vater erhob sich rasch. »In spätestens einer halben Stunde ist es über uns. Habt ihr alles gut abgedeckt?«

Gordiana nickte. »Außer uns wird nichts nass«, sagte sie und lächelte dabei ein wenig, das erste Mal an diesem Tag.

Marius Procilius reagierte nicht auf ihren matten Versuch, einen Scherz zu machen. »Dann weiter«, rief er. »Vielleicht gibt es irgendwo einen Unterstand. Und wenn nicht, ist es immer noch besser, im Regen zu laufen als hier herumzusitzen. So kommen wir wenigstens unserem Ziel näher.«

Was für ein Ziel?, fragte sich Marius bitter, während er Alexios beobachtete, der mit leisem Schnalzen das Maultier lockte, um es wieder ins Geschirr zu spannen. Wer von seinem Land vertrieben worden war, der hatte kein Ziel, der fuhr in eine ungewisse Zukunft.

Das Maultier hatte sich so weit erholt, dass es sich nach einem einzigen Rutenschlag in Bewegung setzte, widerwillig zwar und langsam, aber immerhin, es ging wieder vorwärts, und vorerst musste niemand schieben. Marius streckte

erleichtert die schmerzenden Glieder und folgte den anderen.

Gleich darauf setzte der Regen ein, erst mit wenigen, schweren Tropfen, dann brach das Unwetter los. Wahre Sturzbäche gingen auf die Reisenden nieder, heftige Böen peitschten ihnen das Wasser ins Gesicht. Es war düster geworden, unablässig zuckten Blitze über den schwarzen Himmel, rollte der Donner.

Plötzlich schrie Procilia etwas, Marius verstand es zuerst nicht. Sie lachte und deutete aufgeregt nach vorne. Als er sah, was ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, konnte auch er sich ein Grinsen nicht verkneifen.

Es war noch jemand unterwegs bei diesem herrlichen Reisewetter: Vielleicht zwei Stadien* von ihnen entfernt, kam ihnen, von zwei Reitern geleitet, ein Gefährt entgegen, ein vornehmer Reisewagen, von zwei schwarzen Pferden gezogen. Auf der vorderen Bank hockte der Kutscher. Mit einer Hand umklammerte er die Zügel, während er sich unter dem Rand des Wagendachs zusammenkauerte. Doch das half ihm nicht viel, denn der Regen prasselte erbarmungslos nieder und rann über die Plane auf ihn herab.

Die Pferde waren sichtlich nervös. Sie tänzelten unruhig und warfen alle Augenblicke die Köpfe nach oben. Der Wagen schaukelte und schwankte auf der regennassen Straße. Den Insassen war bestimmt speiübel.

Wenn es Iupiter* gefällt, ein Gewitter zu schicken, dachte Marius befriedigt, geht es den Reichen auch nicht viel besser als den Armen, zumindest auf der Straße nicht.

In diesem Augenblick flammten grelle Blitze auf, tauchten den Himmel für einen Augenblick in gleißendes Licht. Ein ohrenbetäubender Donnerschlag folgte.

Die Pferde bäumten sich auf, in der Stille nach dem Donnerschlag war deutlich ihr erschrockenes Wiehern zu hören. Dann brachen sie aus. Von dem plötzlichen Ruck

wurden dem Kutscher die Zügel aus der Hand gerissen. Er klammerte sich hilflos an seinen Sitz, während die verängstigten Tiere wie von Sinnen über das nasse Pflaster gallopierten.

Ehe die zwei Reiter, Leibwächter waren es wohl, begriffen hatten, was da geschah, war ihnen das Gefährt schon ein gutes Stück voraus.

Die Kutsche schlingerte und schleuderte, jeden Moment konnte sie umstürzen. Die Passagiere waren in höchster Gefahr.

»Wir müssen ihnen helfen!«, schrie Marius Procilius und rannte in weiten Sätzen dem heranjagenden Gespann entgegen.

»Halt, Vater! Du kannst doch nicht zwei wild gewordene Gäule aufhalten!« Marius warf einen hastigen Blick auf das Maultier. Seine Sorge war umsonst, es war nach dem Donnerschlag einfach stehen geblieben.

Also lief er seinem Vater nach, gemächlich trabte ihnen Alexios hinterher.

»Seid vorsichtig!«, rief ihnen Gordiana hinterher, doch, den Göttern sei Dank, Marius Procilius musste sich den durchgegangenen Pferden nicht in den Weg stellen und dabei seinen Hals riskieren.

Die Reiter sprengten heran, rechts und links an dem schlingernden Gefährt vorbei. Jedem gelang es schließlich, eines der Pferde am Zaum zu fassen und es allmählich zu zügeln. Aus dem wilden Galopp wurde ein unruhiger, drängender Trab, dann fielen die Tiere in Schritt.

Doch genau in diesem Moment, als das Unglück schon abgewendet schien, löste sich das rechte Hinterrad der Kutsche, die Nabe schleifte mit misstönendem Kreischen über das Pflaster, der Kutscher flog in hohem Bogen von seinem Sitz. Und als die Tiere schnaubend und mit zitternden Flanken stehen blieben, kippte der Wagen um. Eine Frauenstimme schrie gellend auf.

Während sein Vater sich um den Kutscher kümmerte, der stöhnend in einem Gestrüpp von Rosmarin lag und vorsichtig seine Knochen abtastete, lief Marius zu dem umgestürzten Gefährt.

Die beiden Reiter waren inzwischen abgestiegen, aber anstatt sich um die Reisende zu kümmern, die doch offensichtlich ihrer Hilfe bedurfte, bemühten sie sich vergeblich, den Wagen wieder aufzurichten.

Marius beugte sich über den oben liegenden Einstieg und spähte in das Innere. Die Frau war allein. Sie kauerte zwischen durcheinandergeworfenen Gepäckstücken und massierte sich einen Knöchel. Ihm stockte der Atem. Er hatte noch nie eine solche Schönheit gesehen.

Sie mochte zwischen 25 und 30 sein, Marius konnte sie nicht recht einschätzen. Seine Mutter, die nur wenig über 30 Jahre zählte, sah erheblich älter aus als die Fremde. Doch war in ihrem Gesicht etwas, er hätte es nicht näher benennen können, das ihm verriet, dass sie nicht mehr ganz jung war, trotz ihrer wunderbar reinen und zarten Haut.

Ihr schwarzes Haar war kunstvoll gewellt, im Nacken geflochten und zu einem Knoten zusammengeschlungen, den eine goldene Spange zierte.

Sie war weiß geschminkt. Ein wenig Rot färbte ihre Wangen, die Lider über den geschwärzten Wimpern waren grün schattiert. Als sie den Kopf hob und zu ihm aufschaute, sah er, dass ihre großen, mandelförmigen Augen einen ähnlichen Farbton hatten, nur viel tiefer und leuchtender. Sie öffnete ihre Lippen und stieß einen leisen Schmerzenslaut hervor.

Ernsthaft verletzt schien sie aber nicht zu sein; Marius ließ unwillkürlich seinen Blick über ihren Leib wandern.

Sie trug nur eine lange Stola* der Mantel lag zusammengeknüllt neben ihr –, die aus so hauchfeinem Stoff gefertigt war, dass man ihren schlanken Körper hindurchschimmern sah. Sie hatte keine Busenbinde

umgebunden, Marius erkannte deutlich die Spitzen ihrer vollen Brüste. Er spürte, wie sein Mund trocken wurde, und mochte die Augen nicht abwenden.

Eine Zeit lang rührte sie sich nicht. Dann, so plötzlich, dass er heftig zusammenfuhr, fauchte sie ihn an: »Was glotzt du so blöde? Hilf mir lieber hier heraus!« Ihre Stimme war nicht so anmutig wie ihr Äußeres, sie klang schrill und rau zugleich.

Marius schlug die Augen nieder wie ein ertappter Sünder und streckte ihr schleunigst die Linke entgegen.

»Na ... natürlich, sofort«, stotterte er und wurde rot. In dem Bemühen, sein ungebührliches Benehmen wiedergutzumachen, ergriff er sie am Arm und packte mit der rechten Hand ihre Stola oberhalb des Gürtels, um sie aus ihrem Gefängnis herauszuheben. Mit hörbarem Ratschen riss das feine Gewebe und an der Hüfte wurde ein Stück rosige Haut sichtbar.

»Pass doch auf, Drecksack!«, zeterte die Schöne, aber da war schon Alexios zur Stelle.

»Vergib dem Jungen, Herrin«, bat er höflich. »Er ist doch erst 16; woher soll er wissen, wie man eine Dame behandelt?« Er schob Marius beiseite, fasste die Fremde um die Taille und hob sie, mit einer Kraft und Behändigkeit, die ihm niemand zugetraut hätte, aus der Kutsche heraus.

Ihre Füße schwebten schon über dem Einstieg, da stolperte er und taumelte einige Schritte rückwärts. Dabei presste er die Fremde, um sie nur ja nicht fallen zu lassen, einige Augenblicke fest an sich.

»Was fällt dir ein, geiler Bock«, zischte sie ihn an. »Lass mich sofort los!«

Alexios stellte sie behutsam auf die Füße. »Entschuldige«, sagte er und nestelte verlegen an dem Beutel, den er um den Hals trug. »Ich habe das Gleichgewicht verloren.«

»Erzähl keine Märchen«, entgegnete sie und blitzte ihn aus grünen Augen an. »So, wie du aussiehst, bist du ein Grieche. Und alle Griechen sind geil, egal, wie alt sie sind!«

Alexios schwieg; seiner ausdruckslosen Miene war nicht zu entnehmen, ob er geschmeichelt oder beleidigt war.

Der Regen hatte inzwischen an Heftigkeit verloren, aber immer noch rieselte er stetig auf die Reisenden herab. Da er aus der Weite des Himmels kam, kannte er die römischen Standesunterschiede nicht und nässte nicht nur die heimatlosen Plebejer, sondern auch die Dame aus der Kutsche.

Als ihr Kühle und Feuchtigkeit bewusst wurden, war es um ihre Fassung gänzlich geschehen. Mit einem Wutschrei wandte sie sich zu den Leibwächtern, die sich, nachdem sie vergeblich versucht hatten, den Wagen aufzurichten, zu ihren Pferden gestellt hatten. »Was steht ihr da herum?«, gellte es ihnen entgegen. »Esel, Trottel, Kacker! Seht ihr denn nicht, dass ich nass werde?«

Marius musste grinsen. Wer bei dieser Herrin Sklave war, den prüften die Götter hart! Obwohl – verstohlen musterte er ihre festen Pobacken, die sich unter der regennassen Stola deutlich abzeichneten – es hatte auch seine Vorteile.

Er fischte den Mantel aus der Kutsche und hielt ihn ihr hin: »Der wird dich schützen, Herrin.«

Wortlos riss sie ihm das Kleidungsstück aus der Hand und warf es sich über Kopf und Schultern.

Da hinkte, von Marius' Vater gestützt, der Kutscher heran. Sie warf ihm einen Blick zu, der ihn zusammenzucken ließ.

»Du ...!« Für den Unglücklichen fiel ihr kein passendes Schimpfwort ein und so begnügte sie sich damit fortzufahren: »Wir sprechen uns noch!«

»Aber ich kann doch nichts dafür«, jammerte er und hielt sich den schmerzenden Kopf. »Ich bin doch selbst ...«

»Halt deinen Mund und tu endlich was!«

Den vereinten Kräften der fünf Männer gelang es schließlich, die Kutsche aufzurichten. Marius schleppte das Rad herbei. Da die Achse glücklicherweise unversehrt geblieben war, konnte er es auf die Nabe stecken. Mit einem eisernen Nagel wurde es gesichert und die Dame konnte die

schützende Kabine wieder besteigen. Sie tat es ohne ein Wort des Abschieds oder des Danks.

Die angebrochene Deichsel wurde mit ledernen Bändern und Stricken notdürftig repariert, der Kutscher kletterte auf seinen Sitz, ergriff die Zügel und die Kutsche rollte langsam wieder an.

»Ihr habt es nicht leicht«, sagte Marius mitfühlend zu den Leibwächtern, während sie ihre Pferde bestiegen. »Wer ist sie?«

»Niemand, der deine Bekanntschaft suchen würde«, knurrte einer der beiden unfreundlich, ließ sich dann aber doch zu einer Auskunft herab. »Die Frau des Prokonsuls* Antonius Terentius Varro.«

Die Männer drückten ihren Tieren die Stiefel in die Weichen und trabten der Kutsche nach.

»Ihr habt etwas vergessen«, murmelte Alexios. »*Vielen Dank für die Hilfe*. Man ist ja geradezu gezwungen, sich selbst zu belohnen ...«

Langsam ging er, gefolgt von Marius und seinem Vater, zum Karren zurück.

»Bei allen Göttern, war sie schön! Und diese Stola!« Procilia blickte verträumt in den wolkenverhangenen Himmel. »Einmal so etwas tragen dürfen ...«

»Die wahre Schönheit kommt von innen«, bemerkte Gordiana tadelnd. »Und wer das große Glück hat, äußere Schönheit zu besitzen, sollte sie nicht so frivol zur Schau stellen.«

»Du hast recht«, sagte Marius Procilius angewidert. »Du hättest sie sehen sollen! Keine Busenbinde! Zur Zeit unserer Väter wäre sie von ihrem Ehemann ausgepeitscht worden für eine solche Schamlosigkeit. Genug davon! Wir ziehen weiter.«

Einige Zeit später erreichten sie ein Rasthaus, ein schäbiges einstöckiges Gebäude. Ein großes Schild vor dem Eingang verkündete: »Hier sorgt Septumanus für köstliche

Speisen und ein bequemes Lager. Wer bei ihm ausruht, der wird sich wohlfühlen.«

Die Reisenden, durchnässt, hungrig und durstig, waren unwillkürlich stehen geblieben.

Zögernd fasste Marius Procilius nach seiner Börse: Nur eine Hand voll Kupfermünzen hatte ihnen Maecenas' Verwalter gelassen. Da bemerkte er den flehentlichen Gesichtsausdruck seiner Frau. »Also gut. Wir bleiben über Nacht.«

Erleichtert betraten die Reisenden die Schankstube und ließen sich auf den hölzernen Bänken nieder. Es tat gut, nach dem vielstündigen Marsch auszuruhen. Marius Procilius bekam seine Puls, warm diesmal, die anderen bevorzugten Brot. Auch Kohl und gedämpfte Zwiebeln gab es und einen großen Krug gewässerten Wein dazu.

Marius brachte Alexios, der draußen das Maultier versorgen und über Nacht ihr verbliebenes Eigentum bewachen musste, seinen Anteil.

Der alte Sklave hatte es sich, so gut es ging, neben dem Karren auf einer Strohmattatze bequem gemacht und grinste ihm zahnlückig entgegen.

»Na, tust du endlich etwas für meine ausgetrocknete Kehle? Hoffentlich hältst du es nicht mit Hesiod*, der einen Teil Wein mit drei Teilen Wasser verdünnt.«

»Ich weiß nicht«, Marius zuckte die Achseln. »Der Wirt hat ihn gemischt. Wer ist Hesiod?«

»Ach, nur so ein alter Grieche wie ich«, sagte Alexios. »Nun gib schon her, dein aromatisiertes Wasser!« Er nahm einen langen, durstigen Zug. »Brrr! Nicht nur dünn, auch noch sauer wie ein unreifer Apfel! Aber was soll man von einem Halsabschneider von Kneipenwirt schon anderes erwarten.«

»Unsereins hat von niemandem was zu erwarten«, entgegnete Marius. Und er fügte finster hinzu: »Wenn unsereins was will, muss er es sich selbst verschaffen.«

»So, meinst du?« Der Alte musterte ihn nachdenklich. »Vielleicht hast du gar nicht so unrecht.« Dann glitt ein Lächeln über sein Gesicht. »Aber du solltest die Zukunft nicht so schwarz sehen. Vielleicht ist uns Fortuna* bald wieder gewogen. Manchmal, weißt du, sind die Götter auch mit den Armen.«

Marius mochte es nicht recht glauben. Und als er am nächsten Morgen auf seinem muffigen Matratzenlager erwachte, den ganzen Körper übersät von roten, heftig juckenden Flohbissen, zweifelte er mehr denn je daran.

Den anderen war es nicht besser ergangen, nur Alexios, dessen Nachtquartier dafür freilich kühl und feucht gewesen war, zeigte schadenfroh seine unbefleckten Arme. »Hab ich es nicht gesagt?«, grinste er. »Die Götter sind gelegentlich auch den Elenden gewogen.«

Doch Marius war an diesem Morgen nicht für Späße zu haben. Rom! Heute würden sie die Stadt erreichen, die er schon hasste, bevor er sie jemals gesehen hatte.

Mit gesenktem Kopf stapfte er hinter dem Karren her, als sie ihre holperige Fahrt auf der Straße wieder aufgenommen hatten.

Die Wolken hatten sich verzogen, auf Gräsern und Sträuchern glitzerten die Tropfen in der Sonne. Bald würde es so heiß sein wie gestern. Schon jetzt begann er zu schwitzen. Die Quaddeln unter seiner Tunika* juckten wie verrückt, aber er widerstand der Versuchung, sich zu kratzen. Das hatte ihm sein Vater schon eingeschärft, als er noch ein kleiner Junge gewesen war: Ein Mann beherrschte sich und gab seinen Schwächen nicht nach, schon gar nicht, wenn er ein Römer war.

Marius spuckte in den Staub. Der Freigelassene und sein Patron Maecenas – waren das Männer, die sich beherrschten und ihren Schwächen nicht nachgaben? Der ehemalige Sklave war aufgedunsen von den Leckereien, die er tagtäglich in sich hineinstopfte, und rannte wahrscheinlich

zum Doktor, wenn ihm ein Wind in zwei Böen abging statt in einer. Und sein Herr lag bestimmt den größten Teil des Tages im Speisezimmer und tat nichts, als die frische Luft einzuatmen, die ihm eine Sklavin zufächelte, und aus dem Becher zu schlürfen, den ihm eine andere an die Lippen hielt.

Wenn der einen Flohbiss hatte, würde man ihm eine honigduftende Salbe draufschmieren und ihm einen Tag Bettruhe verordnen.

Marius krallte die Nägel in die Handfläche. Nein, er würde sich nicht kratzen!

Nicht weil sein Vater fand, dass ein wahrer Römer sich zu beherrschen und alle Widrigkeiten klaglos zu ertragen hatte, sondern weil er stark sein musste, stärker als Männer wie Maecenas, deren Macht auf ihrem Reichtum beruhte. Wenn er einst zu ihnen gehörte, dann konnte er sich kratzen nach Lust und Laune ...

Er dachte an die Rundungen der Schönen von gestern; auch sonst würde es sich lohnen, stark zu bleiben und nicht aufzugeben.

Er hob den Kopf und sah die anderen vor sich: den Vater, der vor sich hin stapfte, die Augen stur geradeaus, als marschierte er in einer Kohorte, die Mutter und Procilia, müde und mit hängenden Schultern, vorneweg Alexios, der das Maultier führte und leise vor sich hin pfiß.

In diesem Augenblick verachtete er sie alle, weil sie sich abzufinden schienen mit dem, was auf sie zukam. Vertrauten sie wirklich auf die Hilfe der Götter? In Rom hatten sie vielleicht nicht einmal die Mittel, um die vorgeschriebenen Opfer zu bringen. Die Götter konnten nicht auf der Seite der Armen sein!

Plötzlich stieß Gordiana einen Schrei aus und bückte sich. »Da, schaut euch an, was ich gefunden habe!« Sie hielt ihre Hand empor, etwas blinkte darin.

Alexios hielt das Maultier an. »Drei Silberdenar*!«, staunte er. »Das nenne ich Glück!« Er zwinkerte Marius zu, als wollte er sagen: »Hab ich nicht recht gehabt?«

Marius Procilius nickte zufrieden. »Das reicht, mit dem, was ich noch habe, für mindestens eine Woche zum Leben. Von dem, was wir für das Maultier und den Karren Erlösen, können wir ein Zimmer mieten ... Kein schlechter Anfang. Weiter, weiter! Ich glaube, unsere Fahrt steht unter glücklichen Vorzeichen!«

Ohne Pause rollte der Wagen jetzt über das Pflaster der Via Appia*, durch ein Landstädtchen hindurch, an einem glitzernden See vorbei. Unerbittlich brannte die Sonne vom Himmel, unerbittlich trieb Marius Procilius die Reisenden an, als könne er nicht schnell genug nach Rom kommen.

Einmal, als Marius vorsichtig fragte, was sie denn zu solcher Eile zwänge, gab sein Vater knapp zurück: »Mein Wille!«

Der Junge wollte aufbegehren, aber ein warnender Blick des alten Sklaven brachte ihn zum Schweigen.

Also zogen sie weiter, durch die sengende Hitze, schwitzend und mit müden Beinen, auf die Stadt der Städte zu, die ihre neue Heimat werden sollte.

* Siehe Worterklärungen im Anhang

2.

Ankunft in Rom

Je näher sie ihrem Ziel kamen, umso dichter wurde der Verkehr und umso langsamer ging es voran. Immer mehr Fuhrwerke bogen in die Hauptstraße ein. Keiner der Kutscher kümmerte sich darum, ob er einen anderen zum Anhalten zwang, und so kam der endlose Zug immer wieder ins Stocken.

Marius blieb in der Straßenmitte stehen und ließ die Wagen an sich vorüberziehen.

Bei den Göttern, was für eine unglaubliche Menge von Menschen musste das sein, die all diese Güter verbrauchte! Gefährt um Gefährt holperte an ihm vorbei, mit Kohlköpfen und anderem Gemüse beladen, mit turmhohen Holzstapeln, die bei jeder Unebenheit bedrohlich schwankten, mit Säcken voller Getreide, mit riesigen Strohballen, mit großen Krügen, in denen Wein oder Öl schwappten.

Eines trug ein hölzernes Gerüst, auf dem Hühner und Pfauen hockten, stumm und mit ängstlich ruckenden Köpfen. Als er neugierig näher trat, begannen die Vögel wie auf Kommando laut zu schreien, zu gackern und Flügel schlagend an den Schnüren zu zerren, die ihre Beine umschlangen.

Ihr habt vor dem Falschen Angst, dachte er und trat zurück, als der Besitzer des Federviehs ihn wütend anknurrte, in meinem Topf landet ihr bestimmt nicht!

Ein Karren rollte an ihm vorüber, der dem seines Vaters aufs Haar glich: von einem klapperdürren Maultier gezogen, mit einer zerrissenen Plane bedeckt, unter der ein paar

armselige Möbel sichtbar waren. Neben ihm schlurften drei Männer und eine Frau mit verdrossenen Gesichtern, eine Horde halb nackter Kinder hüpfte vergnügt um sie herum.

Marius lächelte ihnen zu und vergaß einen Moment lang seinen Ärger und die juckenden Flohbisse. Die machten es richtig! Die lebten für den Augenblick und verschwendeten keinen Gedanken an das armselige Leben, das vor ihnen lag.

Für den Augenblick ... ein fliegender Händler mit einem Handwägelchen schob sich durch das Gedränge und verkaufte mit Fleisch und Gemüse gefüllte Brotfladen.

Marius' Magen knurrte und die Flohbisse juckten wieder. Ob er seinen Vater um ein paar Asse* bitten sollte? Lieber nicht, er konnte sich die Antwort vorstellen:

»Selbstbeherrschung, mein Sohn, ist die vornehmste Tugend des Römers!«

Pah, wer nichts hatte, der musste wenigstens die Tugend hochhalten!

»He da, Bursche, mach Platz für den Senator* Quintus Caecilius Metellus!« Eine barsche Stimme durchdrang seine Gedanken. Er sprang erschrocken zur Seite und konnte gerade noch einem heranrumpelnden Karren ausweichen. Aufgebracht fuhr er herum.

Ein stämmiger Mann, mit Pugio* und Caestus* bewaffnet, machte eine verächtliche Geste, als er seine zornigen Blicke bemerkte. Hinter ihm, hoch zu Ross, trabte ein junger Römer in eleganter, purpuresäumter Toga, die dunklen Locken sorgsam gekräuselt, den Blick versonnen in die Ferne gerichtet, als ob die Menschen, die Wagen, das Gedränge überhaupt nicht existierten.

»Platz für den Senator Quintus Caecilius Metellus«, wiederholte der Sklave, und wer im Weg stand, beeilte sich, seiner Aufforderung nachzukommen.

Sehnsüchtig sah Marius dem eleganten Reiter nach und das »Aufgeblasener Depp«, das er vor sich hin brummte,